

## SPRACHE UND REGIONALE IDENTITÄT

[(95)*Westeuropäische Regionen und ihre Identität. Beiträge aus interdisziplinärer Sicht.* Herausgegeben von Georg Bossong, Michael Erbe, Peter Frankenberg, Charles Grivel und Waldemar Lilli. Mannheim: Palatium Verlag 1994, 46 – 61]

### 1. EFFIZIENZ VS. IDENTITÄT

Sprache dient nicht einfach nur der Informationsübermittlung im Sinne der Mitteilung von Sachverhalten. Durch sprachliche Kommunikation wird vielmehr immer auch eine Beziehung zwischen den Kommunikanten, zwischen dem Sender und dem Empfänger gestiftet. Die "Normalsprache" (*ordinary language*) als letzter, nicht hintergehbare Horizont menschlichen Kommunizierens ist polymorph und redundant; es gibt keine eindeutige Zuordnung von Sachverhalten und deren Versprachlichung. Die Normalsprache entspricht eben gerade nicht der von manchen Philosophen, von Leibniz bis Carnap, postulierten "Idealsprache", in der es für jeden Sachverhalt genau eine Versprachlichung gibt und in der jede sprachliche Äusserung eindeutig auf einen Sachverhalt bezogen werden kann. Sie ist vielmehr im Grundansatz flexibel und erlaubt die vielgestaltigsten Versprachlichungsstrategien. Dies gilt zum einen innerhalb des einzelnen Sprachsystems, innerhalb der Architektur der historischen Einzelsprachen, wo eine breit gestreute Registervariation das Angebot an Polymorphie bereitstellt, ohne die "gewöhnliche" menschliche Kommunikation nicht gedacht werden kann. Es gilt zum anderen darüber hinaus auf der globalen Ebene der menschlichen Sprachfähigkeit, die sich eben nicht einheitlich präsentiert, sondern in Tausende von Einzelsprachen aufgefächert ist; in einer anthropologischen Perspektive ist die sprachliche Diversität ein erstrangiges Artspezifikum des Menschen. Die "ideale" Sprache, das heisst eine in sich uniforme und für die Menschheit universale Sprache, genügt offenbar nicht den Ausdrucks- und Kommunikationsbedürfnissen des Menschen.

Entscheidend hierbei ist, dass, wie eingangs bereits angedeutet, Kommunikation nicht nur auf die Mitteilung von Sachverhalten, sondern auch auf die Stiftung einer Beziehung zwischen den Kommunikanten ausgerichtet ist. In der Terminologie des bekannten Bühler'schen Organon-Modells des sprachlichen Zeichens: Sprache lässt sich nicht auf die Symbolfunktion reduzieren, vielmehr

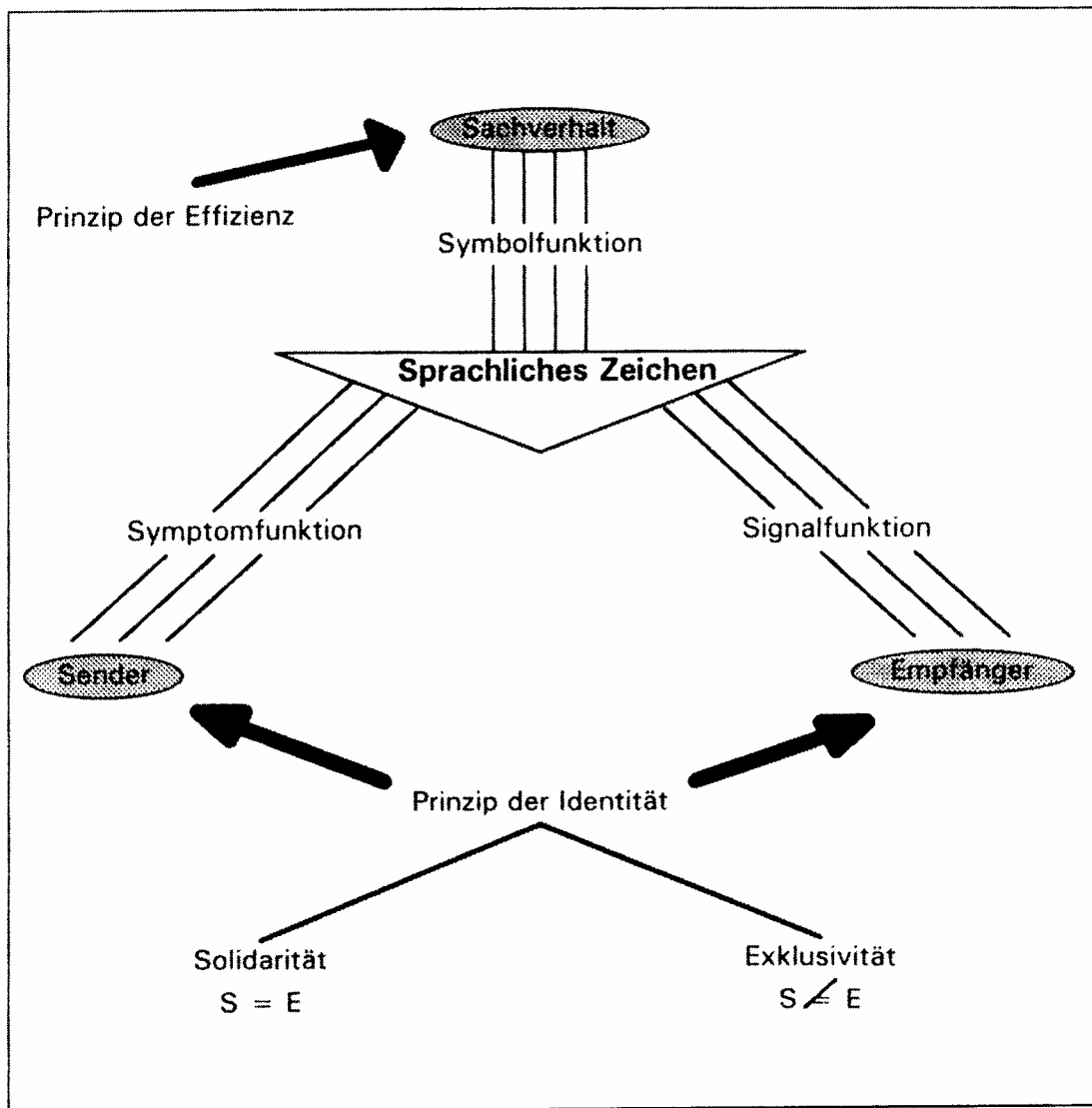
sind auch die beiden partnerbezogenen Dimensionen der Symptomfunktion (auf den Sender bezogen) und der Signalfunktion (auf den Empfänger bezogen) für Sprache konstitutiv. Sprechen ist immer sowohl ein Sprechen über, mithin sachorientiert, als auch ein Sprechen mit, also partnerorientiert. Dies folgt unmittelbar als Deduktion aus der axiomatischen Prämisse, dass Sprache ein Kommunikationssystem ist, also ein System der Informationsübermittlung zwischen Kommunikationspartnern. Diese Partner bringen sich als Personen in den Kommunikationsvorgang ein, und von dieser Dimension darf ein unverkürzter und damit adäquater Sprachbegriff grundsätzlich nicht abstrahieren. Die erwähnte Polymorphie innerhalb der Einzelsprache ebenso wie die sprachliche Diversität insgesamt leiten sich unmittelbar hieraus ab. Die Partnerbezogenheit des Kommunikationsvorgangs bedingt die individuelle Variabilität der Versprachlichung.

In der Dimension des Sachbezugs (Bühlers Symbolfunktion) und in der Dimension des Partnerbezugs (Bühlers Symptom- und Signalfunktion) gelten jeweils andere Ziele. Man kann diese Ziele auf eine Formel bringen, die Formel des Antagonismus zwischen Effizienz und Identität. Mit Effizienz ist hier die möglichst weitreichende und möglichst wirkungsvolle, das heisst die quantitativ möglichst ausgedehnte und qualitativ möglichst präzise symbolfunktionale Kommunikation über Sachverhalte gemeint, wobei die Subjektivität und Individualität der Kommunikanten in den Hintergrund tritt und im Grenzfall nahezu verschwindet. Entscheidend ist in dem hier verfolgten Zusammenhang die quantitative Extension: im Sinne dieser Zielsetzung ist Kommunikation dann maximal effizient, wenn sie eine möglichst grosse Zahl von Adressaten erreicht. Daneben ist der qualitative Gesichtspunkt der möglichst präzisen Erfassung der aussersprachlichen Wirklichkeit von Belang: nicht die Affirmation der Subjektivität des Sprechers steht im Vordergrund des Interesses, sondern die Sachadäquatheit. Identität wird in dieser Theorie gesehen als Gegenpol zur Effizienz: nicht die Sachorientiertheit steht im Vordergrund, sondern die Affirmation der Subjektivität des Sprechers in seinem Verhältnis zum Angesprochenen. In dieser Perspektive spielt die quantitative Reichweite der Kommunikation eine untergeordnete, im Grenzfall vernachlässigbare Rolle: sie kann im Extremfall reduziert sein auf die Beziehung zwischen zwei Kommunikationspartnern, zum Beispiel bei den besonderen Sprachformen, mit denen sich zwei Liebende ihrer Gemeinsamkeit versichern. Identität ist im Zusammenhang mit der sprachlichen Kommunikation immer partnerorientiert, das heisst sie beschränkt sich nicht auf die Selbstaffirmation des Sprechers, sondern bezieht dessen Verhältnis zum Angesprochenen mit ein. In diesem Sinne hat Identität zwei Dimensionen, eine positive und eine negative: Identität konstituiert sich - auf der Basis der Selbstaffirmation des Sprechers, der sich als eigenständig und mit sich selbst gleich postuliert - einerseits als die Gleichheit, und andererseits als die Ungleichheit des Sprechers mit dem Angesprochenen. Mit anderen Worten, sie ist solidarisch auf der einen, exklusiv auf der anderen

Seite. Sie besteht immer in Einbeziehung einerseits, in Ausgrenzung und Abgrenzung andererseits. Indem der Sprecher suggeriert: "Wir gehören derselben Gruppe an, wir gehören zusammen, wir haben dieselbe Identität", verdeutlicht er im selben Moment: "Jene gehören nicht zu uns, wir haben mit ihnen nichts zu tun, unsere Identitäten sind verschieden". Solidarität und Exklusivität konstituieren zusammen die Identität. Die Einbeziehung des Angesprochenen oder seine Ausgrenzung sind im Kommunikationsakt präsent und können, je nach Sprechweise, so stark dominieren, dass die inhaltliche Komponente demgegenüber fast vernachlässigbar wird.

Fassen wir zusammen. Das Prinzip der kommunikativen Effizienz ist an der Symbolfunktion orientiert; seine Maximierung führt zur absoluten Dominanz des sachorientierten Sprechens, mit maximaler kommunikativer Reichweite. Das Prinzip der kommunikativen Identität ist an der Symptom- und der Signalfunktion orientiert; seine Maximierung führt zur absoluten Dominanz des partnerorientierten Sprechens, mit eingeschränkter bis minimaler kommunikativer Reichweite. Identität bedeutet einerseits die Affirmation der Gleichheit, also die Solidarisierung mit dem als zugehörig anerkannten Kommunikationspartner, und andererseits die Betonung der Ungleichheit, mithin die Exklusion desjenigen Kommunikationspartners, der als nicht-zugehörig gesehen wird. Zwischen den beiden Maximierungspolen der absoluten Dominanz des Effizienz-Prinzips einerseits, des Identitäts-Prinzips andererseits ergibt sich ein weiter Bereich intermediärer Lösungen, die im gegebenen Fall ein Optimum sein können, in dem die beiden Maxima ins Gleichgewicht kommen.

Schematisch lässt sich dieser theoretische Grundansatz folgendermassen darstellen:



## 2. PRIMÄRSPRACHE VS. SEKUNDÄRSPRACHE

Unabhängig von den soeben getroffenen Unterscheidungen ist auf der Ebene des Spracherwerbs und der daraus folgenden Seinsweise von Sprache zwischen zwei Grundausprägungen zu differenzieren, für die das von Dante geprägte Begriffspaar *lingua naturalis* und *lingua artificialis* eine erste Annäherung bietet. Der Dichter der Göttlichen Komödie war auf theoretischem Gebiet nicht nur der Begründer der italienischen Dialektgeographie, im Grunde sogar schon der Romanischen Philologie allgemein, sondern auch ein Sprachphilosoph von hoher Originalität<sup>1</sup>. Er wendet den von ihm unmittelbar erfahrenen Gegensatz von lateinischer Kultursprache und romanischer Volkssprache ins Allgemeine und bringt ihn auf den Begriff. Auf diese Weise gelangt

<sup>1</sup> Vgl. GEORG BOSSONG, *Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie in der Romania. Von den Anfängen bis August Wilhelm Schlegel*, Tübingen 1990.

bei ihm etwas zur Sprache, was für die abendländische Geschichte (nicht nur Geistesgeschichte) von zentraler Bedeutung geworden ist: es geht, in der Formulierung des Sprachphilosophen Karl-Otto Apel, um die "Entdeckung der Muttersprache im Abendland". Bezüglich der Einstellung zur Sprache hat Dante eine radikale Kehrtwendung vollzogen: nicht mehr das klassische, autoritative, durch seine Geordnetheit modellhafte Latein nimmt für ihn den höchsten Rang ein, sondern die bis dahin gering geschätzte Volkssprache in ihrer chaotischen Diversität und Wandelbarkeit. Die Volkssprache, das *volgare*, steht deshalb über dem Lateinischen, weil sie universal ist, und weil sie ohne formalen Unterricht auf natürliche Weise erlernt wird (Dante spricht übrigens nicht von der "Muttersprache", sondern von der "Ammensprache"); das Lateinische ist hingegen nur einer Elite zugänglich und muss in einem langwierigen Bildungsprozess eigens erlernt werden. Dante verallgemeinert diesen Gegensatz mit der Formel von der *lingua naturalis* und der *lingua artificialis*, die sehr viel passender und vielfältiger verwendbar ist als die Renaissance-Formel von den "toten" und "lebenden" Sprachen. Der von Dante beobachtete Gegensatz bezieht sich auf Sprachformen, die sich unter anderem durch Züge unterscheiden wie Spontaneität vs. Geplantheit, Unmittelbarkeit vs. Reflektiertheit, Expressivität vs. Präzision. Mit dieser Unterscheidung lassen sich auch Eigenschaften wie Wandelbarkeit vs. Fixiertheit, dialektale Variation vs. Einheitlichkeit sowie schliesslich Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit in Bezug setzen.

Der entscheidende Unterschied beruht, wie bereits angedeutet, auf der Art des ontogenetischen Erwerbs: die *lingua naturalis* wird ohne expliziten Eingriff von aussen erlernt, die *lingua artificialis* bedarf des formalen Unterrichts. Anders, moderner formuliert: die natürliche, die "Muttersprache" wird in der primären, die Kunst- oder Bildungssprache in der sekundären Sozialisation erworben. In der primären Sozialisation erlernt das Kind anhand der Strukturen einer gegebenen Einzelsprache das Sprechen überhaupt. Dadurch, dass es einer bestimmten Sprache ausgesetzt ist, wird ein angeborenes Bioprogramm in Gang gesetzt, das nur innerhalb einer genau definierten biologischen Reifungs- und Entwicklungsperiode funktioniert. Wie die kleinen Graugänse in einem präzisen Moment ihrer Entwicklung alles, was sich bewegt, als "Mutter" akzeptieren (und sei es Konrad Lorenz persönlich), wird auch von menschlichen Kindern in der kritischen Phase jedwede Sprache als Muttersprache erlernt, ohne dass es irgendwelcher pädagogischen Bemühungen bedürfte. Sie sind damit auf ihre Muttersprache "geprägt", und in diesem Sinne ist die Muttersprache immer etwas Primäres gegenüber allen anderen Sprachformen, mit denen der Mensch im Lauf seines Lebens in Berührung kommt. Im Bewusstsein dieser Zusammenhänge soll im Folgenden einfach von Primär- bzw. Sekundärsprache die Rede sein, wenn auf die Differenzierung von primär erworbener Spontansprache einerseits und sekundär erworbener Bildungssprache andererseits Bezug genommen wird.

Bei näherem Zusehen erweist sich, dass es sich bei der Unterscheidung von Primär- und Sekundärsprache um zwei grundsätzlich verschiedene Seinsweisen von Sprache handelt; dieser Gegensatz muss nicht in Form zweier verschiedener Sprachen realisiert sein, er kann vielmehr auch als Binnendifferenzierung innerhalb ein und desselben Sprachsystems auftreten. Auch wenn man sich zeit seines Lebens nicht über die Muttersprache hinausbewegt, gibt es eine Stufenfolge von Spontan- und Bildungssprache, zumindest wenn es sich um eine Kultursprache mit schriftsprachlicher und formalsprachlicher Tradition handelt. Die Erweiterung der sprachlichen Kompetenz über die primäre Spontansprache hinaus im formalen Schul- und sonstigen Unterricht ist ein wesentlicher Bestandteil der Bildung und Ausbildung jedes Menschen in einer modernen Umwelt, auch wenn er keine Fremdsprachen erlernt. Hierbei werden kulturelle Register erlernt, die über die Spontansprache hinausgehen; diese kulturellen Register basieren zwar auf demselben Sprachsystem wie die Spontansprache, sie nutzen dessen Potentialitäten in Lexik und Syntax jedoch auf andere Weise aus. Der Gegensatz von Primär- und Sekundärsprache ist in allen höher entwickelten Gesellschaften präsent und nicht auf mehrsprachige Konstellationen beschränkt. In dieser Perspektive relativiert sich der Gegensatz von gesellschaftlicher Einsprachigkeit und Mehrsprachigkeit.

Allerdings, und damit kommen wir zum eigentlichen Thema, besteht in der Praxis ein durchaus erheblicher Unterschied bezüglich des systemischen Abstands zwischen Primär- und Sekundärsprache. Für die Problematik der Regionalsprachen ist es von zentraler Bedeutung, ob Primär- und Sekundärsprache dem gleichen System angehören oder durch eine - mehr oder weniger grosse - Kluft voneinander getrennt sind. Dies ist Gegenstand der folgenden Überlegungen.

### 3. DISSOZIATION, ASSOZIATION UND INTEGRATION

Die beiden soeben eingeführten begrifflichen Unterscheidungen zwischen Effizienz und Identität einerseits, zwischen Spontan- und Bildungssprache andererseits sind nicht voneinander unabhängig zu sehen, vielmehr stehen sie in einer genau beschreibbaren Weise in Wechselwirkung miteinander. Damit Kommunikation weiträumig effizient sein kann, muss eine gewisse Stabilität und strukturelle Festigkeit gegeben sein; grossräumige Kommunikationsmedien, also nationale und supranationale Verkehrssprachen, können diese Funktion nur ausüben, wenn sie entsprechende bildungssprachliche Register aufweisen, das heisst, wenn sie den Bereich des Sekundärsprachlichen zumindest mitumfassen, manchmal auch darauf beschränkt sind. Andererseits ist sprachliche Identitätsbildung in kleinräumigem, human überschaubarem Massstab nur möglich mit einer

Sprache, die als Spontansprache primär erworben worden ist. Die Pole der Effizienz und der Sekundärsprachlichkeit sind also ebenso aufeinander bezogen wie die Pole der Identität und der Primärsprachlichkeit, ohne dass diese beiden Dimensionen von vornherein in eins fallen würden.

Maximierung der kommunikativen Effizienz wird durch die Ausbreitung von Verkehrssprachen erreicht; der - im Augenblick immer noch eher theoretische - Endpunkt wäre die Installation einer für die ganze Menschheit geltenden Universalsprache. Es gehört zum Wesen solcher Verkehrssprachen, dass sie für einen Grossteil, oft für die Mehrheit, im Grenzfall für die Gesamtheit ihrer Sprecher nicht als primäre Spontansprache fungiert, sondern erst im Zuge der sekundären Sozialisation erworben wird. Im Ergebnis führt so die Maximierung der Effizienz zu einer - weit verbreiteten oder völligen - Dissoziation von Primär- und Sekundärsprache.

Maximierung der kommunikativen Identitätsbildung ist dann gegeben, wenn die Primär- und die Sekundärsprache innerhalb eines Systems liegen und dadurch eine naht-lose Anbindung der Bildungs- an die Spontansprache erfolgen kann. Dies ist natürlich nur dann möglich, wenn die jeweilige Einzelsprache sowohl über die spontansprachlichen Register als auch über die kulturellen Ausbauregister verfügt, die sie zur sekundären Bildungssprache geeignet machen. Es muss sich also entweder um eine Verkehrssprache handeln, die zumindest von einigen Sprechern als Muttersprache erworben wird; oder aber um Sprache geringen Verbreitungsgrades, für welche die entsprechenden bildungssprachlichen Register eigens entwickelt worden sind. Im Ergebnis läuft die Maximierung der Identität auf eine - mehr oder minder organische, mehr oder minder nahtlose - Integration von Primär- und Sekundärsprache hinaus.

Wie mit den soeben gebrauchten Formulierungen bereits angedeutet, gibt es zwischen den beiden Polen der völligen Dissoziation und der völligen Integration ein Kontinuum von Zwischenlösungen, bei dem die genetische (und damit strukturelle) Verwandtschaft zwischen den beteiligten Sprachen auf der einen Seite, ihre gemeinsame Zugehörigkeit zu einem Kulturkreis auf der anderen Seite die entscheidenden Rollen spielen. Im Folgenden soll für diese Art der Beziehung der Terminus *Assoziation* gebraucht werden, wobei zwischen genetischer und kultureller Assoziation differenziert werden muss.

Wenn Primär- und Sekundärsprache der gleichen Sprachfamilie angehören, ist der Übergang von der einen zur anderen Sprachform leichter und organischer, da die grundlegende Sprachstruktur in Morphologie und Syntax ebenso Übereinstimmungen aufweist, wie der Basiswortschatz. Beispiele lassen sich in grosser Zahl anführen, sei es dass man das Verhältnis von weit abweichenden "Dialekten" zu den dazugehörigen Standardsprachen denkt (Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch, Lombardisch und Italienisch,

dialektales und koranisches Arabisch, Maithili und Hindi, Kantonesisch und Mandarin) oder an das Verhältnis von Idiomen zueinander, die zwar als eigenständige Sprachen anerkannt, aber eng miteinander verwandt sind (Galizisch und Spanisch bzw. Portugiesisch, Sardisch und Italienisch, Okzitanisch und Französisch, Friesisch und Niederländisch, Ukrainisch und Russisch). Solchen Fällen von genetischer Assoziation gesellen sich jene Fälle bei, in denen zwar keine - oder zumindest keine enge – genetische Beziehung besteht, in der jedoch die gemeinsame Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kulturkreis die Kluft zwischen Primär- und Sekundärsprache vermindern hilft. Die Übereinstimmungen liegen im Fall der kulturellen Assoziation nicht in der morphosyntaktischen Struktur und auch kaum im Bereich des Basiswortschatzes, wohl aber in der Lexik der kulturellen Ausbauregister, da sie es ja gerade sind, die durch das gemeinsame kulturelle Erbe geprägt werden. Als Beispiele nenne ich die kulturelle Prägung des Baskischen durch das Spanische, der Berbersprachen oder der islamischen Sprachen des Kaukasus durch das Arabische, der "kleinen" (finno-ugrischen usw.) Sprachen der ehemaligen Sowjetunion durch das Russische oder des Miao, Yüe und anderer Minoritäten im Süden Chinas durch das Chinesische. Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe<sup>2</sup>, ist es sinnvoll, in diesem Zusammenhang von kulturellen Sprachbünden zu sprechen, also von nicht-genetischen Sprachgemeinschaften, die durch einen gemeinsamen kulturellen Wortschatz verbunden sind. So gehört das Hindustani in seiner Urdu-Variante dem islamischen, in seiner Hindi-Variante dem hinduistischen Kulturkreis an; der Wortschatz dieser beiden, in Pakistan bzw. der Indischen Union als Verkehrssprachen fungierenden Idiome ist in den jeweiligen Ausbauregistern vom Arabisch-Persischen bzw. vom Sanskrit geprägt.

Häufig gehen kulturelle und genetische Assoziation Hand in Hand. Es ist evident, dass Galizisch und Spanisch nicht nur genetisch, sondern ebenso kulturell auf das engste zusammengehören. Es gibt jedoch auch Fälle von totaler Dissoziation, sowohl auf der genetischen als auch auf der kulturellen Ebene. Diese Fälle sind für die heutige sprachliche Weltsituation global charakteristisch; sie stellen für die künftige Menschheitsentwicklung ein enormes Konfliktpotential dar. Man denke beispielsweise an das Nebeneinander von Quechua und Spanisch in Peru; Wolof und Französisch in Senegal; Mbundu und Portugiesisch in Angola; Nuba und Arabisch in Sudan; oder das Verhältnis der 756 papuanischen Sprachen zum Englischen bzw. zum Indonesischen in Neu-Guinea. Hier sind Identitätskonflikte vorgezeichnet, mit denen verglichen die Verhältnisse in den Regionen Europas sich geradezu idyllisch ausnehmen.

---

<sup>2</sup> GEORG BOSSONG, "*Moriscos y sefardíes: variedades heterodoxas del español*", in: CHRISTOPH STROSETZKI/ JEAN-FRANÇOIS BOTREL/ MANFRED TIETZ (HG.), *Actas del I Encuentro Franco-Alemán de Hispanistas*, Frankfurt/Main 1991, S. 368 - 392.



#### 4. EMANZIPATION VON REGIONALSPRACHEN, ODER: WAS IST "NORMAL"?

Was bedeutet es, wenn sich seit dem 19. Jahrhundert Regionalsprachen von der Vormundschaft der jeweiligen nationalen Sprachen zu emanzipieren suchen? Eine repräsentative, keineswegs exhaustive Liste von europäischen Beispielen umfasst etwa die folgenden Sprachen: innerhalb der Romania das Galizische, das Katalanische, das Okzitanische im 19. Jahrhundert sowie das Korsische im 20. Jahrhundert; bei den germanischen Sprachen die beiden Varianten des Norwegischen seit dem 19. Jahrhundert sowie das Färöische im 20. Jahrhundert, bei den slawischen Sprachen das Ukrainische, Weissrussische und Slovakische im 19. sowie das Makedonische im 20. Jahrhundert. Wie lassen sich die bei den Emanzipationsbemühungen dieser und anderer Sprachen zu beobachtenden Phänomene sprachwissenschaftlich auf den Begriff bringen?

Seit dem einflussreichen Aufsatz von Ferguson "Diglossia" (Word 1959) fungiert der Terminus "Diglossie" als eine Art Zauberschlüssel, mit Hilfe dessen man meint, alle Problemkonstellationen beschreiben zu können. An dieser Stelle kann die - durchaus gewundene und widerspruchsvolle - Geschichte dieses Schlüsselbegriffs in der soziolinguistischen Literatur der letzten drei Jahrzehnte nicht nachgezeichnet werden. Nur soviel sei hier vermerkt: Diglossie wird meist definiert als gesellschaftlicher, also nicht-individueller Bilinguismus. In einer diglossischen Situation pflegt eine der beiden beteiligten Sprachen dominant zu sein, die *high variety* gegenüber der *low variety*; es herrscht also in aller Regel eine hierarchische, eine Machtbeziehung. Ziel der erwähnten Emanzipationsbestrebungen ist es, diese Machtbeziehung zu verändern und die Regionalsprache, also die *low variety*, zu einem gleichberechtigten Partner der Nationalsprache, der *high variety* zu machen.

Die katalanischen Soziolinguisten gehen mit ihrem Begriff der "Normalisierung" (*normalització*) noch einen entscheidenden Schritt hierüber hinaus. Ihnen zufolge ist eine gleichberechtigte Diglossie nicht möglich, ausnahmslos jede diglossische Situation beinhaltet ein Machtgefälle und ist daher instabil, und zwar in dem Sinne, dass die mächtigere Sprache die schwächere am Ende verdrängt. Es geht in diesem Ansatz also nicht um eine Festigung der Diglossie durch Stärkung der *low variety*, sondern um die Beseitigung der Diglossie überhaupt. Eine diglossische Situation, so die These, ist nicht normal; "normal" ist die Situation einer Sprache nur dann zu nennen, wenn alle Lebensbereiche in ihr abgedeckt sind, wenn man vom Kneipengespräch bis zur Fernsehansprache, vom Liebesbrief bis zur Doktorarbeit sich in einer einzigen, der eigenen Sprache bewegen kann und keine fremde Sprache benötigt. Mit andern Worten: "normal" ist die Situation der klassischen, grossen Nationalsprachen Westeuropas, wie Englisch, Französisch oder Spanisch, "unnormal" hingegen ist die Situation der Regionalsprachen; Normalisierung bedeutet daher,

dass die Diglossie beseitigt wird und die Regionalsprachen denselben Rang einnehmen wie Nationalsprachen.

Der aus dieser Vorstellung abgeleitete Begriff der "Normalisierung" (*normalització*) ist in Katalonien längst aus dem Bereich der rein akademischen Diskussion in die politische und soziale Wirklichkeit überführt worden; in dieser Region diskutieren die Soziolinguisten nicht im Elfenbeinturm, sondern betreiben, sehr konkret und überaus erfolgreich, Sprachpolitik. Im Namen der "Normalisierung" wird das Spanische Schritt für Schritt aus immer mehr Bereichen des öffentlichen Lebens verdrängt. Dennoch ist auch in Katalonien kritisch anzumerken, dass die Diglossie nicht nur noch nicht verschwunden ist (hier könnte man ja meinen, dass es hierfür einfach nur längerer Zeit bedürfte), sondern dass auch keine Anzeichen dafür vorhanden sind, dass sie in absehbarer Zeit tatsächlich verschwinden wird. Man kann und soll hier natürlich noch weiter gehen und fragen, ob eine so verstandene "Normalisierung" überhaupt ein erstrebenswertes Ziel ist, ja noch mehr, ob die Situation der westeuropäischen Nationalsprachen, die ja hier als Vorbild für die Regionalsprache dient, überhaupt so "normal" ist oder ob, in weltweitem Massstab gesehen, diglossische (oder auch triglossische und sogar tetraglossische) Situationen nicht weitaus eher die Regel als die Ausnahme sind. Der neuzeitliche Nationalstaat ist ein Produkt der politischen Entwicklung in Europa; von hier aus hat er auf die ganze Erde ausgestrahlt, die heute (mit Ausnahme der Antarktis) zur Gänze in Nationalstaaten aufgegliedert und kompartimentiert ist. Doch zeigt sich bei näherem Zusehen, dass die Vorstellung von einem einheitlichen Territorium mit einheitlicher Sprache, also der Deckungsgleichheit von Sprachgrenze und Nationalgrenze, ein Mythos ist, eine Fiktion, die schon innerhalb von Europa fast nirgendwo stimmt. Es gibt in ganz Europa nur einen einzigen Nationalstaat, bei dem das Prinzip der eindeutigen Deckungsgleichheit von Sprache und Territorium zutrifft, und das ist Island! Ausnahmslos alle anderen Nationalstaaten haben mehr oder minder komplexe Sprachsituationen, mit mehr oder minder bedeutenden diglossischen Minoritäten. Vollends erweist sich das Prinzip der Kongruenz von Sprache und Territorium als Fiktion, sobald wir über die Grenzen von Europa hinausgehen; mit Ausnahme einzelner pazifischer Inselstaaten wie Tonga dürfte es kaum einen Nationalstaat geben, in dem der Mythos der Kongruenz realisiert ist. Die Brisanz dieses Mythos wird uns täglich in den Nachrichten aus dem ehemaligen Jugoslawien und der ehemaligen Sowjetunion vor Augen geführt. Ist es wirklich sinnvoll, dem nationalstaatlichen Kongruenzprinzip "Ein Volk, ein Territorium, eine Sprache" überall und unter allen Bedingungen Geltung zu verschaffen und nun auch die Regionen als subnationale Gliederungselemente nach demselben Prinzip zu organisieren? In der Konsequenz kann dies ja nichts anderes bedeuten, als die Erhebung der ehemals subnationalen Regionen zu eigenständigen Nationen, mit dem Bestreben nach entsprechenden gewaltsamen Grenzkorrekturen, wie im Falle von Serbien, Moldawien oder Berg-Karabach. Die blutigen Konsequenzen des

Mythos von der ethnischen Reinheit werden im Begriff und der Wirklichkeit der "ethnischen Säuberung" für jedermann evident. In Spanien zeigen radikale Basken (nicht Katalanen!), wie ein konsequent zu Ende gedachtes Kongruenzprinzip sich auswirken kann. Es gibt eine "Heim ins Reich"-Ideologie bezüglich Euzkadi-Nord, nicht jedoch bezüglich Andorra oder Roussillon.

Was lässt sich nun also die anzustrebende "Normalität" definieren? Macht es Sinn, die (idealisierten und mythologisierten) Verhältnisse des Nationalstaates auf der Ebene der Region einfach zu kopieren? Zweifellos steckt hinter diesen Bestrebungen, die wir ja heutzutage überall in Europa beobachten, ein tief verwurzeltes Bedürfnis, das sich gebieterisch Bahn bricht. Dieses Bedürfnis lässt sich mithilfe des eingangs entwickelten begrifflichen Instrumentariums präziser beschreiben als mit dem Diglossiebegriff der herkömmlichen Soziolinguistik.

Es ist davon auszugehen, dass, auf Grund der eingangs beschriebenen anthropologischen Prämissen der Kommunikation, ein Grundbedürfnis nach Identität vorhanden ist, welches ein Gegengewicht zu dem Streben nach maximalisierter Effizienz bildet. Identität ist profund mit der Sprache verknüpft; die Sprache der primären Sozialisation, die Sprache, auf die jeder Einzelne in früher Kindheit geprägt worden ist, bildet einen integralen, durch nichts auszulöschenden Bestandteil seiner Persönlichkeit. Von daher gesehen ist es sicher ein legitimer Wunsch, dass im Idealfall einer vollständigen, ungeteilten Identität die Sekundärsprache von der Primärsprache nicht dissoziiert wird, dass man sich also auch in allen "höheren" kulturellen Bereichen innerhalb eines Systems bewegt, das in die Strukturen der Primärsprache integrierbar ist. Identität sollte im Idealfall nicht auf die Ebene der Primärsprache beschränkt bleiben, vielmehr die Ebene der Sekundärsprache mit einbeziehen. Konflikte entstehen genau dort, wo es zur Dissoziation zwischen Primär- und Sekundärsprache kommt, wo also eine Regionalsprache als Spontansprache, eine davon grundsätzlich verschiedene Nationalsprache hingegen als Bildungssprache fungiert.

Solche Konflikte hat man in der Vergangenheit meist dadurch zu bewältigen gesucht, dass man die Nationalsprache auch auf der Ebene der Primärsprache auf Kosten der Regionalsprache durchgesetzt hat; hierauf lief Sprachunterdrückungspolitik, wie sie im frankistischen Spanien bis vor kurzem, in Frankreich im Grunde noch bis heute betrieben wird, letztlich hinaus. Heute wirken die Massenmedien auch ohne eine gezielte und gesteuerte Politik von selbst in diese Richtung. Es handelt sich bei dieser Stossrichtung um eine Integration von Primär- und Sekundärsprache von oben: die Sekundärsprache übernimmt mehr und mehr die Funktionen der Primärsprache; damit wird die Effizienz der Kommunikation gesteigert, aber die Identität der Sprecher geschwächt. Die Forderungen nach Normalisierung, beispielsweise nach den Ideen der katalanischen Soziolinguisten und den Bestrebungen der katalanischen Sprachpolitik, läuft auf eine umgekehrte

Stossrichtung hinaus: es geht um eine Integration von Primär- und Sekundärsprache von unten, also darum, dass die Spontansprache mehr und mehr die Funktionen einer Bildungssprache übernimmt und sie aus ihrer angestammten Rolle verdrängt. Damit wird die Dissoziation zwischen beiden Sprachformen aufgehoben. Die Identität der Sprecher ist nicht mehr gespalten und wird daher gestärkt; allerdings geschieht dies auf Kosten der Effizienz.

## 5. PERSPEKTIVEN EINES LÖSUNGSANSATZES: STUFUNG DER IDENTITÄT

Der in Westeuropa seit zwei oder drei Jahrzehnten überall virulente Regionalismus kann in sprachlicher Hinsicht interpretiert werden als eine Gegenkraft gegen das scheinbar unaufhaltsam nivellierende Vordringen einheitlicher Nationalsprachen. Als Gegenkraft in diesem Sinne ist er eine historische wie anthropologische Notwendigkeit: die einseitige Maximierung der Effizienz auf Kosten der Identität ist ohne Zweifel unangemessen, ja gefährlich. Allerdings wäre es ebenso unangemessen, jetzt eine Maximierung der Identität vorantreiben zu wollen, welche die Notwendigkeiten der weiträumigen kommunikativen Effizienz ausser Acht liessen. Einseitige Maximierung ist immer bedenklich, nicht nur in diesem Bereich. Gefragt ist eine Optimierung, welche beiden Polen des Antagonismus gerecht wird und sie in ein - je variables - Gleichgewicht bringt. Ich möchte an dieser Stelle eine Reihe von Thesen vorbringen, die - hoffentlich - Perspektiven möglicher Konfliktlösungen andeuten.

- Die Scheidung einer primär erworbenen Spontansprache und einer sekundär erworbenen Bildungssprache ist in allen hoch entwickelten Gesellschaften mit Schriftkultur unvermeidbar; sie ist auch dann gegeben, wenn die Gesellschaft, oberflächlich betrachtet, einsprachig ist. "Einsprachigkeit" bedeutet zwar Integration der Sekundärsprache in das System der Primärsprache, sie ändert aber nichts an der - mehr oder minder stark ausgeprägten - Registervariation innerhalb dieses Systems. "Mehrsprachigkeit" innerhalb der eigenen Muttersprache ist auch dem Angehörigen einer scheinbar einsprachigen Gesellschaft nichts Fremdes. In dieser Perspektive relativiert sich der auf den ersten Blick unüberbrückbare Gegensatz zwischen einsprachigen und mehrsprachigen Gesellschaften; er lässt sich im Wesentlichen zurückführen auf den Gegensatz von Integration und Dissoziation beim Übergang von der Primär- zur Sekundärsprache. Auf Grund dieser Relativität möchte ich die erste These so formulieren: Diglossie ist nicht von vornherein pathologisch; Mehrsprachigkeit ist für den Menschen durchaus etwas Natürliches<sup>3</sup>.

---

<sup>3</sup> MARIO WANDRUSZKA, *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*, München 1979.

- Nachdem dies klar formuliert ist, kann man in einem zweiten Schritt sehr wohl anerkennen, dass völlige Integration von Primär- und Sekundärsprache ein wünschenswertes Ziel ist. Der Abstand zwischen den beiden Sprachformen ist in jedem Fall gegeben, er wird jedoch von den betroffenen Menschen als weniger gravierend empfunden, die Bildungssprache erscheint weniger als etwas von Aussen Aufgesetztes oder Aufgezwungenes, wenn sie im Rahmen des phonetischen und morphologischen Systems der Spontansprache verbleibt oder ihm zumindest nahe steht. Die Identifikation mit der Bildungssprache als integralem Bestandteil der Persönlichkeit wird auf diese Weise erleichtert, oft auch überhaupt erst ermöglicht. Daher lässt sich die zweite These so formulieren: die Integration von Primär- und Sekundärsprache ist ein berechtigtes und hochrangiges Ziel jeder Sprachpolitik.

- Die Ebene des Nationalstaates als einziger Ort einer solchen Integration erweist sich in zunehmendem Masse als problematisch. Nationale Territorien und Sprachgrenzen sind kaum irgendwo deckungsgleich. Integration von oben, das heisst die Ausbreitung einer im nationalen Rahmen uniformen Sprache auf Kosten der Diversität an der Basis, kann für die Identitätsbildung von mehr oder weniger grossen Bevölkerungsgruppen als traumatisch erfahren werden. Zu fordern ist daher eine Integration von unten, wo immer dies möglich ist. Zur Verortung der Ebene, auf der eine solche Integration erfolgen kann, bietet sich der Begriff der Region an; dieser ist allerdings weniger präzise definiert als der Begriff der Nation, vielleicht, weil er weniger willkürlich festgelegt ist. Unter Absehung von dieser Schwierigkeit will ich die dritte These so formulieren: anzustreben ist eine möglichst weitgehende sprachliche Integration auf der Ebene der Region, vorrangig vor der nationalen Ebene; das bedeutet, dass im Prinzip alle Bedürfnisse des Lebens und der Kultur im Rahmen des Systems der Regionalsprache bewältigbar sein sollten.

- Von dieser Forderung unberührt bleibt die Tatsache, dass die Ebene der Regionalsprache nach beiden Richtungen in ein Kontinuum von Kommunikationsformen eingebettet ist. Nach unten nimmt eine regionale Bildungssprache den lokal variablen Spontansprachen nicht ihre Daseinsberechtigung; Standardkatalanisch oder Einheits-baskisch baut auf dialektaler Diversität auf und sollte diese nicht verdrängen. Nach oben kann es ebensowenig darum gehen, dass nationale und internationale Verkehrssprachen durch die Integration von Regionalsprachen an den Rand gedrängt werden; es wäre, um im Beispiel zu bleiben, absurd, das Katalanische oder Baskische einfach an die Stelle des Kastilischen zu setzen, dies will im Ernst auch niemand, abgesehen von einzelnen Fanatikern, welche die Unduldsamkeit des Nationalbegriffs auf die

regionale Ebene übertragen. Selbstverständlich fordert auch das Effizienzprinzip seine Rechte. Als These formuliert ergibt dies folgendes: regionalsprachliche Integration sollte sich als eingebettet in eine Kommunikationshierarchie begreifen, in der sie den ihr eigenen zentralen Rang hat; sie sollte nicht die tragischen Irrtümer der Nationalismus auf anderer Ebene kopieren.

- Im Ergebnis bedeutet dies, dass die sprachliche Identitätsbildung abgestuft ist. Mehrsprachigkeit ist von Natur aus nichts "Unnormales", solange die einzelnen Kommunikationsformen ihren adäquaten Platz behaupten können. Anzustreben ist eine harmonische Abstufung, nicht ein Verdrängungswettbewerb in einem Konflikt, in dem es am Ende nur Verlierer geben kann. Nicht Einsprachigkeit kann das Ziel sein. Der mit sich selbst bruchlos identische, aber zur weiträumigen Kommunikation unfähige Baske ist als Zielvorstellung ebenso unhaltbar wie der Weltbürger, dessen sprachliche Identität sich in einem farblosen "Internationales", sprich Minimalenglisch, ohne Konturen verliert. Weder totale Identität noch totale Effizienz können als erstrebenswert gelten. Es ergibt sich vielmehr die folgende als These formulierte Idealvorstellung: in einer abgestuften Identitätsfindung koexistieren lokale, regionale, nationale und internationale Sprachen; sie bereichern sich wechselseitig statt sich zu zerstören.

- In diesem Idealbild kommt derjenigen Sprache die zentrale Rolle zu, welche die Scharnierstelle zwischen Primär- und Sekundärsprache bildet oder zumindest bilden kann. Für eine harmonische Identitätsbildung ist es unerlässlich, dass zwischen diesen beiden Sprachformen keine dissoziative Kluft aufreißt, sie vielmehr so weit wie möglich integriert oder zumindest assoziiert bleiben. Insofern hat die Regionalsprache entscheidende Bedeutung. Immer wenn die Spontansprache nicht als blosses Register der Nationalsprache auftritt, sollte, im Sinne der integrativen Abstufung von Identität, die Regionalsprache diese Scharnierfunktion übernehmen und die Nationalsprache auf den Bereich der supraregionalen Kommunikation beschränkt bleiben. Sogenannte sprachliche Minoritäten mögen in vielen Ländern der Erde tatsächlich Minderheiten sein; global gesehen stellen sie vermutlich die Mehrheit der Weltbevölkerung. In dieser Perspektive können wir die letzte These formulieren: ob es in Zukunft noch möglich sein wird, blutige Nationalitätenkonflikte in weltweitem Massstab zu vermeiden, ist angesichts der überall aufbrechenden Krisenherde fraglich; auf sprachlicher Ebene ist es zur Vermeidung solcher Konflikte eine unerlässliche Voraussetzung, dass es gelingt, Regionalsprachen als zentrales Integrationsglied einer harmonisch abgestuften Identitätsbildung zu erfassen und durchzusetzen.

## BIBLIOGRAPHIE

Apel, Karl Otto. *Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico*. Bonn 1963.

Bühler, Karl. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart 1934/ <sup>2</sup>1965.

Ferguson, Charles. "Diglossia". *Word* 15 (1959), 325 - 340.

Joshua Fishman. "Bilingualism with and without diglossia, diglossia with and without bilingualism". *The Journal of Social Issues* 23 (1967), 29 - 38.

Kremnitz, Georg (ed.). *Sprachen im Konflikt. Theorie und Praxis der katalanischen Soziolinguisten. Eine Textauswahl*. Tübingen 1979.